

IUS COMMUNE

Zeitschrift für Europäische Rechtsgeschichte

Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts
für Europäische Rechtsgeschichte
Frankfurt am Main

XXIV

Herausgegeben von DIETER SIMON
und MICHAEL STOLLEIS



Vittorio Klostermann Frankfurt am Main
1997

RAINER MARIA KIESOW

Zettelwirtschaft

Enzyklopädische Forschungen

I

Auf Seite 182 ist er: der Traumschrank. Kastenförmig, aus Holz, breiter als hoch, höher als tief. Vorne eine Flügeltür, um ihn auf der ganzen Breite zu öffnen. Dahinter weitere Flügeltüren, die den Schrank fächerartig aufklappen. In den Flügeln sind 11 Reihen mit jeweils 7 Fächern zu sehen. Jedes Fach ist mit einer Registerkarte aus Weißblech ausgestattet. Dahinter befinden sich Zettel, in Oktavformat, die jederzeit entnommen und verlegt werden können. Zu Beginn der Fächerreihen liest man einen Buchstaben des Alphabets. Tausende von Notizzetteln können so geordnet und das Wirrwar loser Exzerptenpapiere (wie auch unhandlicher Exzerptenbücher) gebündelt werden – immer wieder auf's Neue. Und immer alles im Blick. Ein Traum. Das im Kopf (re)produzierte Wissen im Kasten. Die Welt im Schrank. Leibniz hat sich angeblich einen solchen gekauft. Ausgedacht hat ihn sich ein Anonymus kurz nach 1637. Wahrscheinlich ein norddeutscher Theologe. Dessen Sammel- und Bauanleitung hat ein gewisser Vincentius Placcius 1689 publiziert. „De arte excerptendi. Vom Gelahrten Buchhalten“ (Stockholm, Hamburg: Liebezeit 1689) bot etwas Neues, für die Zeitgenossen Spektakuläres, und blieb für lange Zeit die führende Methodenlehre für die Ordnung des Wissens.

II

Der Werkzeugschrank des Wissens findet sich inmitten eines Buches,¹ dessen Umschlag in bezeichnender Weise aus eben jenem Werk des Placcius gerade die altmodischen, die damalige Welt nicht mehr

¹ *Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung*, hg. von FRANZ M. EYBL, WOLFGANG HARMS, HANS-HENRIK KRUMMACHER und WERNER WELZIG. Tübingen: Max Niemeyer 1995. VIII, 334 S., DM 92,-

zu fassen vermögenden Exzerptenbücher abbildet. Zwei unelegante und schwerfällige, monströse Volumina. Über ihnen steht der Titel: „Enzyklopädien der Frühen Neuzeit“. Am Ende des Buches fragt man sich: Warum *frühe* Neuzeit? Von den 15 Artikeln des Sammelbandes sind allenfalls die ersten sieben dem Zeitraum von 1500 bis 1650 gewidmet. Die *Encyclopédie* jedenfalls wird man kaum ernsthaft als eine frühneuzeitliche rubrizieren. Erörtert wird das Etikett des Buches an keiner Stelle, sondern es wird lediglich grob irreführend im Vorwort festgestellt, daß die Beiträge „ihren Schwerpunkt in der frühen Neuzeit haben“ und – für den Begriff, den sich die Herausgeber offenbar von „früher Neuzeit“ machen, entlarvend – hinzugefügt, daß sie „aber auch auf das Mittelalter zurückgreifen und bis ins 19. und 20. Jahrhundert blicken“. Aber das sind nur Etikettenfragen.

III

Schwerer wiegt der Umstand, daß gerade die Beiträge, die den Buchtitel rechtfertigen, mit einer Ausnahme eine eher dröge und wenig nachhaltige Lektüre bieten. Es beginnt mit einem Beitrag des ausgewiesenen Enzyklopädie-Spezialisten Wilhelm Schmidt-Biggemann. „Enzyklopädie und Philosophia perennis“ (pp. 1–18). Welch ein Thema! Eines jedenfalls, das sich als Einführung in den vorliegenden Band anbietet. Man könnte Neugierde wecken für die Ordnung des Wissens im Mittelalter (und der frühen „frühen Neuzeit“), für den Zusammenhang zwischen Theologie und Philosophie („Zusammenstimmung“ [4] heißt es hier), und den Wandlungen – sowie der Stetigkeit – der Enzyklopädiekonzepte nachgehen. Statt dessen ein von historischen Kontexten weitgehend losgelöster, theoretisch unsensibler, wenig Erklärung bietender Text. Sicher ist es legitim, „nur über die an der Schöpfungstheologie orientierte Enzyklopädievorstellung (zu) handeln“ (p. 4). Und dies erst recht, wenn die Philosophie als Fundament aller Wissenschaften in ihrer Variante als Philosophia perennis in der behandelten Zeit sich eben aus jener Schöpfungstheologie (nebst Monotheismus und Heilsgeschichte) speist. Doch muß gleich alles mit der schöpfungstheologischen Brille betrachtet und vor allem bewertet werden? Schmidt-Biggemann schreibt auf Seite 5: „Alle Dinge mußten ... im Gedanken Gottes ihr Urbild, ihren Archetypus haben. Dieser Archetypus der Schöpfung bei Gott war das Wesen der Dinge“. Das ist für den Leser schon schwer zu verkraften. Der Kommentar in Fußnote 13 läßt ihn dann

jedoch endgültig taumeln: „Das ist eine hyper-realistische Sichtweise der Universalien, aber realistisch/nominalistisch beinhaltet eine schiefe, weil erkenntnistheoretische und nicht theologische Sichtweise. Die Rede von Archetypen läßt sich nur schöpfungstheologisch resp. emanatistisch beschreiben“. Warum eigentlich? Es mag sein, daß man aus heutiger Sicht beobachten kann, daß im christlichen Mittelalter Autoren beobachtet haben, daß von Archetypen in einem schöpfungstheologischen Diskurs geredet wurde, oder diese Autoren selbst einen solchen Diskurs geführt haben, etwa Eriugena in seiner „De divisione naturae“. Warum sollte dies jedoch nichts mit der Frage nach dem Erkennen – und nach der Möglichkeit zu erkennen – zu tun gehabt haben? Der Universalienstreit ist doch gerade im *christlichen* Mittelalter ausgefochten worden. Es erscheint jedenfalls fraglich, heute in den jahrhundertealten Raum der Geschichte zu schreien „schiefe Sichtweise“, „läßt sich nur (so oder so) beschreiben“. Aber vielleicht sind dies nur Etikettenfragen.

Auch bei Raimundus Lullus. Der Autor der *Scientia de omni scibile* – über den Mann und seine Zeit erfährt der Leser nichts, es fehlt gar irgendeine Jahreszahl² – scheint für Schmidt-Biggemann ein wichtiger Gewährsmann zu sein. In dem entsprechenden Kapitel jedenfalls steht ein kategorischer Satz: „*Philosophia perennis* war das Hintergrundmodell aller Wissenschaftlichkeit im Mittelalter und Früher Neuzeit“ (p. 9). Das Problem „Frühe Neuzeit“ sei hier übersprungen – der Begriff hätte in dem Sammelband entweder kurz diskutiert oder gestrichen werden sollen –, interessant für die historische Analytik Schmidt-Biggemanns ist jedoch, daß er seinen Satz durch die Annahme, nein, die feste Überzeugung stützt, daß eben jene monotheistische philosophische Richtung „allen Wissenschaftlern selbstverständlich war, so selbstverständlich, daß sie sich für ihre einzelne Sammelarbeit nur implizit darauf bezogen“ (p. 9). Mit anderen Worten: Zwar können wir heute nichts sehen, da nichts Explizites vorhanden ist, aber das wiederum ist ganz selbstverständlich, da für die damaligen Zeitgenossen eben alles klar war und sie gerade deshalb diesbezüglich nichts zu schreiben brauchten, was wir heute lesen könnten. Mit diesem erkenntnistheoretisch-historischen Rüstzeug versehen werden spätere Historiker einmal sagen: „Die letzten drei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts standen im Zeichen des Mikrochips. Im Mai 1997

² Mit Ausnahme des in Fußnote 17 angegebenen Erscheinungsjahres (1308) der *Ars brevis*.

gewann letzterer sogar gegen den besten Schachspieler der Welt. Die Philosophie der elektronischen Datenverarbeitung war allen Wissenschaftlern der Epoche so vertraut, daß sie sich bei ihrer Arbeit nur implizit darauf bezogen. *Philosophia microelectronica* war das Hintergrundmodell aller Wissenschaftlichkeit dieser Zeit“. Diese Beschreibung ist sicher nicht völlig falsch, in ihrer Allgemeinheit und Unbedingtheit jedoch nichtssagend. Die Welt – auch die gewissermaßen zeitlose Welt der „frühen Neuzeit“ – ist reicher. Und gerade für einen, der Enzyklopädist und Dichter war, der Afrika, den Orient und die deutschen Lande bereiste, der durch seine Lullische Kunst verschiedene Wahrheiten zutage zu fördern vermochte, also für Raimundus Lullus.

Dann sind da noch sprachliche Merkwürdigkeiten, wie die „apokalyptische Abzweckung der Wissenschaft“, die irgendwie mit der in sieben Zeilen dreimal hervorgehobenen „Spitzenstellung“ der Theologie „insgesamt“ zu tun zu haben scheint (p. 15). Diese „Spitzenstellung“ hat Schmidt-Biggemann „insgesamt“ den Blick getrübt. Wie könnte er sonst behaupten: „Mit der Entlassung der Einzelwissenschaften aus dem Rahmen einer theologisch-philosophischen Leitwissenschaft war auch die Vorstellung von der Einheit des Wissens nicht mehr haltbar; ohne das theologische Konzept der Einheitswissenschaft, ohne *Philosophia perennis* konnte auch im genauen Sinne keine Ganzheit des Wissens behauptet werden“ (p. 16). Hier wird die gesamte spätneuzeitliche und moderne Enzyklopädiegeschichte – also die Zeit nach 1700 – bis zu Otto Neurath und den sozialistischen Enzyklopädien schlicht auf den Müllhaufen der Geschichte geworfen. Erst im vorletzten Satz seines Beitrages erwähnt Schmidt-Biggemann die Versuche des 19. Jahrhunderts, eine Einheit des Wissens zu begründen. Zu spät, um die höchst mißverständlichen Ausführungen der 17 Seiten zuvor gerade zu rücken. Etikettenfragen?

IV

Die folgenden fünf Beiträge sind: Christel Meier, Der Wandel der Enzyklopädie des Mittelalters vom *Weltbuch* zum Thesaurus sozial gebundenen Kulturwissens: am Beispiel der *Artes mechanicae*; Herfried Vögel, Sekundäre Ordnungen des Wissens im *Buch der Natur* des Konrad von Megenberg; Uwe Ruberg, Zur narrativen Integration enzyklopädischer Texte am Beispiel des *Faustbuchs* von 1587; Stefan Rhein, Die *Cyclopaedia Paracelsica Christiana* und ihr Herausgeber

Samuel Siderocrates: Enzyklopädie als anti-humanistische Kampfschrift; Ulrich G. Leinsle, Wissenschaftstheorie oder Metaphysik als Grundlage der Enzyklopädie?

Und sie sind nicht sonderlich lesenswert. Sicher, Informationen werden in Hülle und Fülle gegeben. Wenn dem Leser aber nur eine Aufzählung von sogenannten Fakten geboten wird, weiß er nicht, warum er seinen Blick gerade auf die Enzyklopädien und nicht etwa auf die Flora Borneos richten soll. In einem vagen Sinne interessant und subjektiv schön sind beide. Möchte man aber etwas über die Welt erfahren, in der wir leben oder in der Menschen vor uns gelebt haben, wird mehr nötig sein als die abschließende Analyse Christel Meiers zur enzyklopädischen Eingliederung der *Artes mechanicae*: „Das Ergebnis ist ein starker Wandel, eine wachsende Differenzierung in einem inzwischen komplexen literarischen Gesamtfeld“ (p. 37 s.). Zu dieser atemberaubenden historischen, theoretischen und kontextsensiblen Analyse mag sich Herfried Vögel gar nicht erst aufschwingen. Er verharret bei der Betrachtung der Arten und Weisen, wie der Gebrauch des Buches organisiert wurde, bei den „sekundären Ordnungen“ (p. 48) also. Inhaltsverzeichnisse, Alphabete, Nummern – das ganze „Formenspektrum sekundärer Ordnungen“ wird entfaltet. Weiter nichts. Auch Uwe Ruberg und Ulrich G. Leinsle interessieren sich nicht für Theorie, also für etwas, das über den Gegenstand der Betrachtung hinausgeht und so einen „allgemeinen“ Zugang zu etwas, das man Erkenntnis nennen mag, eröffnen könnte. Das Konzept „Narration“ dient so für Ruberg nur dazu, enzyklopädische Texte von anderen, erzählerischen, zu unterscheiden und deren „Intertextualität“ zu untersuchen. Dabei mag es sich um eine „Sproßproblematik der Enzyklopädie“ (p. 64) handeln, alles, was heute unter „Narrativität“ prominent verhandelt wird, scheint für Rubergs Problemorientierung jedoch belanglos zu sein. Genauso, wie „Wissenschaftstheorie“ für Leinsle lediglich den Rahmen für – wie immer höchst problematische – Klassifizierungen abgibt. Problematisch auch, weil das Historische an der Geschichte mißachtet wird. Sonst könnte er nicht von „Ungeheimheiten, die bei Alstedt durch die Einfügung einer Metaphysik in die Enzyklopädie entstanden“, sprechen, die zudem bei Abraham Calov „nicht zu erwarten sein sollten“ (p. 106). Diese theorielose Fakten- und Klassenhuberei ist bei Stephan Rhein insoweit weniger auffallend, als er wenigstens eine Geschichte erzählt. Eine Geschichte, die zeigt, daß Enzyklopädien schon im 16. Jahrhundert durchaus nicht nur Bewahrer, sondern auch Kritiker sein konnten. Wie etwa die 1585 erschie-

nene „Cyclopaedia Paracelsica Christiana . . .“, die mit ihrem „Oppositionswissen“ gegen das etablierte späthumanistische Wissens- und Bildungssystem antrat mit der von Rhein formulierten Losung: „Adam statt Cicero, Deutsch statt Latein, Handwerk statt Universität“ (p. 97). Der „Zauberer“ Vergil, der „Hurenbock“ Terenz, vor allem „Narristoteles“ sind die Gegner, wie auch ein galenistischer Arzt und seine antiken Lehrer: „Er und seine Heydensgenossen (haben) besudelt, beschissen, gefälscht und wie eine Sau einen Lustgarten verwüstet, verderbt und gar außgereutet und also sein dreck an die statt gethan, darauß kochst du, darauß sudelst du, darauß reichst du deine Artzneyen, woll ein beschissene Apotheck ist daß, woll stinckende Artzney gehen darauß, nur den Sewen damit zu, die werden davon feißt, unn geben dir feine auffgedreygte bratwürst, die habe du dir für dein Artzlon, dann solche Artzneyen seind keiner andern besoldung wirdig“ (p. 90). Das konnte dem Establishment nicht gefallen.

Die „frühneuzeitliche“ Ausnahme ist Franz M. Eybl mit dem Beitrag „Bibelenzyklopädien im Spannungsfeld von Konfession, Topik und Buchwesen“ (p. 120 ss.). Der Beginn des Buchdrucks ist untrennbar mit (dem Druck) der Bibel verbunden. Die gedruckte Bibel konstituierte einen weitgehend einheitlichen Text. Vorübergehend schien der Text eingefangen werden zu können, der sich zuvor – wohl seit dem 12. Jahrhundert – vom Buch als seinem Träger in verschiedenen Manuskripten abgelöst hatte und den – auch für Juristen wohlbekannten – Kommentar hatte entstehen lassen. Die Konfessionalisierung führte aber ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu neuen Problemen der Fixierung von Text und Sinn. Signifikant (*verba*) und Signifikat (*res*) waren nicht mehr nach den mittelalterlichen Weisen zuzuordnen und begannen sich beide dem Verwender gefügig zu machen. Erleichtert wurde dies gerade durch den – zunächst Sicherheit versprechenden – Buchdruck, der die Möglichkeiten multiplizierte, Texte verschieden zu lesen und zu handhaben. Hinzu kam das Problem der Ordnung des facetten- und variantenreichen Wissens angesichts der schnelleren Zunahme eben jenes Wissens. Diesen Problemen widmeten sich die Bibelenzyklopädien. Zwischen 1550 und 1720 versuchten sie, die „Dunkelheit der Bücher“, wie Hans Blumenberg es nannte („Gott vor allem [ist] ein dunkler Autor“),³ aufzuhellen, und legten „die Schrift durch Schrift“ (p. 132) aus, um

³ HANS BLUMENBERG, *Die Lesbarkeit der Welt*, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1983, p. 98.

es dann, nachdem sie ausgedient hatten, der Philologie zu überlassen, das Verschwinden des Bezeichneten aufzuhalten. Die Geschichte dieses Ringens um *den* Text, der schließlich doch in *Texten* untergeht, wird von Eybl in lesenswerter Weise erzählt.

V

Im Anschluß an die Bibelenzyklopädien (p. 141) verläßt der Sammelband die frühe Neuzeit. Den Einstieg in die neue Zeit bietet Dietmar Peil mit: „Willibald Koblitz: Die Groß- und Kleine Welt (1738)“. „Ein gewisses Prinzip der Kürze“ (p. 144) scheint hier angemessen: Das „Verdienst“ Kobolts besteht darin, „eine Kontamination (sic) geschaffen zu haben, die zwar als Nachschlagewerk angelegt worden ist, die aber auch als erbauliches Lesebuch rezipiert werden kann“ (p. 161). Dies hat die Forschung „bisher nicht adäquat“ erkannt. Festzuhalten bleibt als Fazit: „Innerhalb der Enzyklopädie ist Kobolts wissenschaftliche Position zwar als antiquiert anzusehen, doch bringt sein Werk die Gattung der Enzyklopädie in einen besonderen Funktionszusammenhang und verdient deshalb durchaus Beachtung“. Eindrucksvoll!

VI

Und dann kommen drei spannende Beiträge in Folge: Christoph Meinel, Enzyklopädie der Welt und Verzettelung des Wissens: Aporien der Empirie bei Joachim Jungius; Sebastian Neumeister, Unordnung als Methode: Pierre Bayles Platz in der Geschichte der Enzyklopädie; Claudia Albert, *Imitation de la nature? Probleme der Darstellung in der Encyclopédie*.

Historisch und theoretisch aufgeklärt, vor den französischen *maîtres-sonneurs* Foucault und Derrida nicht zurückschreckend, gar ohne „erkenntnistheoretische Angst“ (p. 202) gehen die Autoren zu Werke. Meinel befaßt sich dabei mit den Folgen der naturwissenschaftlichen Revolution des 17. Jahrhunderts. Diese hatte nämlich gerade auf Totalität verzichtet und das Detail isoliert. Damit waren die Fakten auf die Erde gekommen – unzählbar viele. Joachim Jungius nahm sich dieser Tatsachen an – „ein letzter und aussichtsloser Versuch, Enzyklopädie, Polymathie, humanistische Gelehrsamkeit und neue Naturwissenschaft zu verbinden“ (p. 163). Dieser Versuch, die Faktizität der Welt zu zähmen, führte zu riesigen Exzerptensammlungen – Jungius

soll am Ende 150 000 Blätter in Zettelkästen aufbewahrt haben – und ins Chaos. Das System war dem Einzelnen unterlegen, die „Atomisierung des Wissens“ trat ein.

„Was bleibt, sind die Fakten“ (p. 191). Diesen geht Sebastian Neumeister bei Pierre Bayles „Dictionnaire historique et critique“, einem „europäischen Bestseller ersten Ranges“ (p. 194 s.), nach. Er schildert auf anregende Weise, wie die Frage nach der Wahrheit im 17. Jahrhundert verabschiedet wird, die Sprache, und damit wieder die Beziehung zwischen *signifiant* und *signifié*, in den Vordergrund rückt und der Text sich zu verselbständigen beginnt, „eine lustbetonte Autonomie“ gewinnt (p. 198). Wie auch an der großen französischen Enzyklopädie beobachtet werden kann, die der Frage der sprachlichen Darstellbarkeit der Welt die nach der bildlichen Repräsentierbarkeit (in den *Planches*) an die Seite stellte. Dieses Labyrinth erkundet Claudia Albert und unterstreicht den im Bestreben nach Klassifikation, Ordnung und Benennung im Grunde konservativen Aspekt des aufklärerischen Riesenwerks. Letztlich markiert es die Leere, die später im 19. Jahrhundert Geschichtsphilosophie, Sprachwissenschaft, politische Ökonomie und Biologie aufzufüllen suchen sollten. Die Enzyklopädisten waren eben doch – wie man in Anlehnung an Foucault sagen könnte – „Projektemacher mit zersprengtem Gehirn“.

VII

Die letzten vier Beiträge sind noch zu notieren: Rainer S. Elkar, *Altes Handwerk* und *ökonomische Enzyklopädie*: Zum Spannungsverhältnis zwischen handwerklicher Arbeit und „nützlicher“ Aufklärung; Wolfgang Albrecht, *Aufklärerische Selbstreflexion in deutschen Enzyklopädien und Lexika zur Zeit der Spätaufklärung*; Hans-Henrik Krummacher, *Poetik und Enzyklopädie*. Die Oden- und Lyriktheorie als Beispiel; Werner Welzig, „Enzyklopädie“ im Wörterbuch. Erschöpft legt der Rezensent das Buch beiseite.

VIII

Eine Chance ist vertan worden. Am Ende des 20. Jahrhunderts ist der Optimismus, Wissen (im Verbunde mit Wissenschaft) könnte uns in eine bessere Welt leiten, verflogen. Ein geeigneter Zeitpunkt eigentlich, darüber nachzudenken, wie in früheren Zeiten – in der „frühen Neuzeit“ etwa – ein vielleicht noch nicht so in Frage gestelltes Wissen

organisiert und geordnet wurde. Einen nicht unwichtigen Teil dieser Wissensverfassung der Gesellschaft bildeten gerade Enzyklopädien. Die meisten Autoren des Sammelbandes interessieren sich aber nicht für Ordnungs- und Gesellschaftsfragen. Sie sind eher Positivisten, deren Ergebnisse man verzetteln und in den Traumschrank des Sammlers verstauen kann. Die Wissenschaft, die damit repräsentiert wird, verkörpert unendliche Langeweile. Träume bleiben so im Schrank.